

Maria Bitzan, 18.5.2011

## **Zum Verhältnis von Theorie und Praxis – Forschungsbedingungen und Transferleistungen der Frauen- und Geschlechterforschung**

Festvortrag zum 10 jährigen Jubiläum des GFFZ der hessischen Hochschulen:  
„Bilanzen und Ausblicke“

### **Prolog**

Liebe Gäste, liebe Kolleginnen und Kollegen des Gender- und Frauenforschungszentrums der Hessischen Hochschulen.

Als allererstes möchte ich Ihnen gratulieren! 10 Jahre Geschlechterforschungsverbund quer zu den Hochschulen, - das ist doch eine tolle Leistung!

Also: Alles alles Gute und vor allem: viel Lust, Energie und Mut zum Querdenken für die nächste Dekade!

Über die Einladung zu dem Festvortrag habe ich mich wirklich sehr gefreut.

Bei der Vorbereitung auf heute habe ich mir einmal wieder überlegt: Wie sehe ich das Besondere, das Spezifische der Frauen- und Geschlechterforschung und welche Aufgaben sehe ich? Warum braucht es ein Extralabel, womöglich mit ExtraOrganisationsformen...und: Wie sieht es aus zwischen Anerkennung, Normalisierung und immer wieder neuen Infragestellungen ihrer Bedeutsamkeit?

Dazu möchte ich Ihnen zunächst von einem Schlüsselerlebnis erzählen, das ich auf meinem Weg an die Uni bei meinen ersten wissenschaftlichen Begleitforschungen (vor gut 25 Jahren), bei denen es um gemeinwesenorientierte Jugendhilfeprojekte ging, hatte: Die Mitarbeiterinnen zweier Projekte atmeten erleichtert auf, als sie mich mit meinen Schwerpunkten (Frauen- und Mädchenarbeit und -forschung, GWA) als Begleitung „bekamen“, denn dadurch hatten sie das Gefühl, frei über ihre Prioritäten, Ängste und Vergewisserungsbedürfnisse hinsichtlich ihrer Frauenarbeit (in der GWA) bzw. ihrer Mädchenarbeit sprechen zu dürfen, ohne ihr frauenpolitisches Engagement innerhalb und außerhalb der fachlichen Praxis verstecken zu müssen.

Hier zeigte sich: die Person der Forschung mit ihrer biografischen und politischen Positionierung ist 1. für den Zugang zur Forschungsfrage und 2. für den Interaktionsprozess mit der Praxis ein wesentlicher Produktionsfaktor. Dabei geht es nicht – wie vermeintlich zu denken wäre – um die Ähnlichkeit im Denken und in der Biografie, sondern: um das geteilte Wissen von den spezifischen Anerkennungs- bzw. Missachtungsverhältnissen in diesem Bereich und damit von verdeckten Anteilen der gesellschaftlich kommunizierten Wirklichkeit – ein Wissen, das einen **gemeinsamen** Such- und Entwicklungsprozess ermöglicht.

Einige Jahre später gründeten wir (Wissenschaftlerinnen, die gerade promoviert hatten oder dabei waren, Studentinnen in der Abschlussphase, Mitarbeiterinnen der Uni...) in Tübingen ein freies Forschungsinstitut, das tifs, weil wir außerhalb der Unilogiken und jenseits der Statusgrenzen unsere Inhalte aus feministischer Sicht beleuchten wollten. Dieses Genderforschungsinstitut gibt es bis heute, ich bin seit vielen Jahren im Vorstand.

Im Lauf der Zeit habe ich mich auch häufiger mit methodologischen Fragen und damit auch mit der Frage des Transfers zwischen Theorie, Empirie und Praxis beschäftigt – was nicht zuletzt zu dem mittlerweile auch schon leicht betagten Band „Den Wechsel im Blick. Zu methodologischen Ansichten feministischer Sozialforschung“ führte (tifs 1998/2000).

Ausgehend von der – sozialwissenschaftlichen – Praxisforschung werde ich im Folgenden einige Thesen ansprechen, die sich mit den Wechselwirkungen von Genderforschung und Praxis sowie den

Bedingungen dafür beschäftigen (immer der Lücken bewusst, die so ein Vortrag haben muss).

Nach der Vorstellung des Leitmotivs meiner kurzen Überlegungen zeige ich in drei Abschnitten – ‚Blick in die historische Entwicklung‘, ‚Bedeutung von Praxisforschung‘ und ‚Elemente von Forschungsbedingungen an den Fachhochschulen und außerhalb der Hochschulen‘ – mehr schlaglichtartig als argumentativ die Bedeutung eines politischen Bezugsrahmens für die Frauen- und Geschlechterforschung, wenn sie nicht ganz normal in den akademischen Disziplinen aufgehen will, welche „eine ‚Ordnung der Dinge‘ durch eine Ordnungswissenschaft des Seins ... schaffen“ (wie Sabine Hark 2009:2 mit Bezug auf Foucault bemerkt).

## I. Leitmotiv

„Geschlechterforschung als Kritik“ lautet der Buchtitel für den Jubiläumsband für Carol Hagemann-White 2002 (zu ihrem 60.Geb.) (Breitenbach 2002). Es war dieses Selbstverständnis als *Kritik*, was die Frauenforschung in ihrer spezifischen Entwicklung von anderen unterschied.

Ihr Ziel war nicht (nur) immanent die Verbesserung der Wissenschaft, sondern politischer Natur: ein anderes Leben in Verhältnissen, die weniger patriarchal bestimmt sind, durch Kritik und Neuentwürfe anzuvisieren.

Die Themen, Motivationen und Begründungen und zunächst auch die Formen für die Forschungsvorhaben kamen aus den konkreten Erfahrungen des praktischen Lebens. So war es „...selbstverständlich, dass Frauenforschung und Frauenpolitik zusammengehören, ... auch die Annahme, dass beide im Erfahrungswissen der Frauen einen *gemeinsamen* Ausgangs- und Bezugspunkt haben,...“ (Wetterer 2009: 46). Theorie, Empirie und Praxis wurden als Schwestern einer Einheit gedacht und das zusammen als Politik begriffen.

Aber: Es liegt im Wesen sozialer Bewegungen, dass sie nicht festgehalten werden können in ihrem Aufbruchimpetus, sondern sich formen, verformt werden durch die Integration in Vorhandenes und Teile abgespalten werden und verloren gehen.

Die weitere Entwicklung zeigt eine Formierung und Einhegung der politischen Basisbewegung in

- eine institutionalisierte Frauen- und Geschlechterpolitik;
- und eine Frauen- und Geschlechterforschung in der disziplinären Hochschullandschaft,

was allerdings leider nicht gleichbedeutend mit einer jeweiligen nachhaltigen Verankerung ist, aber – das Schicksal vieler sozialer Bewegungen – ihr die gesellschaftskritische/ feministische Spitze genommen hat.

‚Bewegung‘ wird von vielen nunmehr mit der institutionalisierten Politik identifiziert. D.h. der Politikbegriff hat eine starke Eingrenzung erfahren, eine kämpferische *soziale Bewegung* ist kaum noch erkennbar.

So findet „in unterschiedlichen Sphären, deren Wege sich zunehmend getrennt haben“ (Wetterer 2009: 49) die Suche nach der Veränderung der Gesellschaft ihren institutionalisierten Weg – hier nicht erwähnt die Frauenprojekte.

Meine Fragestellung ist: Wie kann also Gender- und Frauenforschung in dieser Konstellation noch Bezug zum Projekt der Kritik haben? Und: ist das angestrebt?

## II. Geschichte

Frauenforschung entstand aus der Frauenbewegung und war somit ein Teil von ihr. Sie war der Versuch, *auch* mit wissenschaftlichen Mitteln die genauere Wahrnehmung, die schonungslose Offenlegung der Realitäten von bisher oft verschwiegenen oder umgedeuteten Erfahrungen von Frauen wahrzunehmen, zu dokumentieren und nach Veränderungen zu suchen. Sie war nicht etwas Eigenständiges, sondern ein Teil des Ganzen und insofern unmittelbar auf die praktischen Aktivitäten bezogen. Nicht zufällig war einer der wesentlichen Streitpunkte, die sich an den methodologischen Postulaten von Maria Mies (s. z. B. in Diezinger u.a. 1994:105-128) entzündeten, die Betonung (und dann später die Ablehnung) der Einheit von Betroffenheit und (Forschungs)Arbeit.

Mit der sehr schnellen Verbreiterung von Forschungsideen und Vorgehensweisen trat ein neues – immer wiederkehrendes, also eigentlich altes – Begehren auf den Schauplatz: der Kampf um Anerkennung: Forscherinnen waren nicht nur frauenbewegt, sie waren auch Teil der wissenschaftlichen community und ihrer jeweiligen Disziplinen – wenn auch in ‚dissidenter Partizipation‘ (Hark 2005) – und wollten auch hier beachtet sein! So entwickelte sich Anfang der 80er Jahre ein Konflikt um eigene bewegungsorientierte Organisationsformen („Autonomie der Institution“) oder die Integration in die vorhandenen Territorien, die oft hierarchisch und nach patriarchal gesetzten Themenlogiken organisiert waren (Hagemann-White 1995: 25).

Carol Hagemann-White, die die Institutionalisierung der Frauenforschung mit Hilfe von Expertengesprächen und Dokumentenanalysen erforschte (Hagemann-White 1995), markiert bereits die Zeit um 1983 als Zeitpunkt für die Freigabe der „Integration in die Disziplinen“ und damit auch als „Entscheidung zugunsten einer professionspolitischen Vernetzung“ (im Unterschied zur bewegungspolitischen) (Hagemann-White 1995:27). Allerdings bemerkt sie auch: Enttäuschungen und Mühsamkeiten führten noch bis zu Beginn der 90er Jahre zur Gründung Freier Institute und Netzwerke. Diesen Zusammenschlüssen war die „...zweifache Zielsetzung gemeinsam: einen institutionellen Rahmen für die Beantragung von Drittmitteln und einen Ort für entschieden kritische, feministische Frauenforschung zu schaffen“ (Hagemann-White 1995: 34). Der Streit mündete also in Doppelstrukturen.

Interessanterweise war diese Unentschiedenheit zumindest in Baden-Württemberg auch auf der ministeriellen Ebene spürbar: So war das erste „Förderprogramm Frauenforschung“ (1989) angesiedelt beim *Sozialministerium*. „Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, das gerade dieses im Hinblick auf „freie Forscherinnen“ sehr erfolgreich arbeitende Programm dann 2003 eingestellt wurde“ (Cheauré 2006: 12, Vorsitzende des Verbandes Baden-Württembergischer Wissenschaftlerinnen) - und zwar nachdem die „Kommission zur Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung“ eingesetzt worden war mit der Absicht, „die Etablierung des Forschungsfeldes eigentlich voran(zu)treiben...“ (ebd.). Faktisch wurden die von der Kommission (Leitung: Sigrid Metz-Göckel) vorgeschlagenen Maßnahmen, die Frauenförderung und Geschlechterforschung gleichermaßen betrafen, nur rudimentär umgesetzt, sodass die geplante Etablierung in Form der „Integration in die allgemeine Wissenschaftsförderung“ die Förderung der Frauenforschung quasi eliminierte. An die Stelle der inhaltlichen spezifischen Förderung von Forschungsprogrammen und *Themen* trat die Institutionalisierung einer Frauenpolitik als *Frauenförderung*. (Und diese beschäftigte die Wissenschaftlerinnen erheblich: Bestimmt war jede von uns schon einmal irgendwo Gleichstellungsbeauftragte und hat solche Programme ausgearbeitet, in Berufungskommissionen viel Lebenszeit verbraucht etc.). Welchen Verlauf die Entwicklung in Hessen genommen hat, kann Ihnen sicher meine Nachrednerin, Ute Gerhard, sagen.

Wie die Geschichte weiterging, will ich hier nicht chronologisch erzählen. Mit der zunehmend anerkannten theoretischen Erkenntnis von 'Geschlecht als Konstruktion' und der 'Dekonstruktion' wurde nicht nur die 'Frauenforschung' zur 'Geschlechter- oder Genderforschung', und das Akteurspektrum erweiterte sich auf forschende Männer, sondern auch die institutionalisierte Politik erweiterte sich auf Genderpolitik und eröffnete in Bildungsarbeit und Politikberatung ein großes Feld an Gender Schulungen, Genderbeauftragten – Maßnahmen des GenderMainstreaming – was die heutige Landschaft prägt. Damit wurde auch sprachlich verdeutlicht, dass Frauenbefreiung nur im Rahmen der Kritik an den weitreichenden Wirkungsweisen der Geschlechterordnung denkbar ist, die alle Personengruppen und gesellschaftlichen Bereiche betrifft.

Während nun in der Theorie immer neue Wendungen und Infragestellungen das Denken schärfen, ist die Praxis der Institutionen (Träger, Verwaltungen, Schulen usw.) noch dabei zu lernen, der Kategorie Geschlecht eine Bedeutung beizumessen. ForscherInnen unterstellen Praktikerinnen Verkürzungen und Reifizierungen einer aus ihrer Warte schon längst überholten Geschlechterkategorie und

WissenschaftlerInnen müssen sich den Vorwurf der Abgehobenheit gefallen lassen, die nichts mehr mit den praktischen Bemühungen zu tun habe.

Angelika Wetterer unterscheidet im Zuge dieser Entwicklungen verschiedene Typen von WISSEN nach Maßgabe der Praxis, die sie jeweils ermöglichen und der Anerkennungsregeln, denen sie Rechnung zu tragen haben. Mit dieser Unterscheidung kann m.E. aufgezeigt werden, warum der Dialog so schwierig geworden ist. „Gender-ExpertInnen, feministische TheoretikerInnen und die Frauen (und Männer) auf der Straße wissen heute nicht nur recht Unterschiedliches über die Geschlechter; sie halten Unterschiedliches für wissenswert“ (Wetterer 2009: 46), was mit dem jeweiligen Relevanzsystem zu tun hat, in dem sie sich bewegen. Implizit sei dabei ein Modell von Hierarchie eingeschrieben, dass das theoretische Wissen zur „Lehrmeisterin“ alles anderen machen würde – damit aber verschwinde das Politische von der Bühne und der GenderChange verkomme zu einem pädagogischen Projekt (ebd. 47). Das aber zeuge von Defiziten im Wissensbegriff, zu denen ganz wesentlich das „Ausblenden des konstitutiven Zusammenhangs von Wissen und Handeln“ (ebd. 47) gehört. Ich meine: Nur der geschärfte Blick auf diesen eröffnet Möglichkeiten, verdeckte Zwänge und Bevormundungen zu identifizieren und nach Erweiterung jeweils eigener Denk- (und Selbstbestimmungs-)räume zu suchen – methodologisch sprechen wir von der Notwendigkeit der Analyse der SprecherInnenposition. Das aber gibt es für alle Wissenstypen, auch die akademischen.

Welche Rolle spielt dabei die Frauen- und Geschlechterforschung?

Sabine Hark fragt süffisant: „...als was wird der akademische gewordene Feminismus erinnert werden?“ „...als politisches Projekt der Privilegierung einer bestimmten Klasse von Frauen zu Lasten aller anderen ...?“ „... oder als eine intellektuelle Praxis, die sich insofern mit sozialer Kritik verknüpft als sie nach neuen Lebensformen sucht?“ (Hark 2009:26f). Und sie meint, gerade in Zeiten globaler Enttennung feministischer Anliegen und Kämpfe und „nicht zuletzt im Verbund mit aktuellen institutionalisierten politischen Praxen wie *Gender Mainstreaming* und *Managing Diversity* ist der gegenwärtige Moment daher von besonderer Bedeutung für das Unterfangen, *kritisches* feministisches Wissen innerhalb des akademischen Universums – ... – zu produzieren. Denn zum ersten Mal in der Geschichte tritt Feminismus als Teil einer gesellschaftlich mächtigen Institution auf“ (Hark 2009:25, Hervorh. i.O.) und habe damit die Verantwortung, „in unseren wissensbasierten Gesellschaften an der kollektiven Gedächtnisbildung beteiligt zu sein“ (ebd.) – und dies auch nach vorn gedacht im Sinne einer kritischen Frage, wie wir leben wollen. „... Auf dem Spiel steht vor allem, was wir das *Ethos feministischer Wissensproduktion* nennen können. Also wie feministische Wissensproduktion regiert werden und wie sie sich selbst führen will“ (Hark 2009: 28).

Dieser, in den unterschiedlichen Wissenskulturen geformte, zunehmend verdeckte – aber dennoch existierende – gemeinsame Motor, *das feministische Projekt der Kritik* (das im übrigen nicht an Frauen als Subjekte gebunden ist und das eine Gesellschaftskritik meint) fußt, wie die Entwicklung also zeigt, nicht auf einem harmonischen Feminismus, sondern ist eine ständige Auseinandersetzung um differierende Vorstellungen von Kämpfen, also feministische Wissensproduktion (was gezeigt werden könnte an den Schlüsselthemen über die Jahre: Opfer-Täter-Debatte, Mittäterschaft, Kooperation mit Männern ...).

Wenn also der „Denkstil der Institution“ (Douglas 1991 in Hark 2009:26) und damit der konstituierende Zusammenhang von Wissen und Handeln letztlich vorgibt, wie und mit welchen Themen feministische Kritik thematisierbar ist (Hark), dann kommt Netzwerken zwischen Akteurinnen unterschiedlicher Territorien offensichtlich eine große Bedeutung zu – auch innerhalb der Hochschullandschaft als interdisziplinäre Vergewisserungen – als eigener Ort. Dieser Aufgabe haben Sie sich mit dem GFFZ angenommen!

### III. Praxisforschung

„Netzwerke“, das ist das entscheidende Verbindungsglied, um „die Frage zu beantworten, wie intellektuelle und soziale feministische Kritik zu verknüpfen wären“ (Hark 2009:26). Es geht also um

die Verbindung mit anderen, die Verbindung mit Praxis: Lebenspraxis, Berufspraxis, feministische Praxis, Forschungspraxis.

Die feministische Forschung oder Frauenforschung begann – zumindest in ihrer sozialwissenschaftlichen Ausprägung – ihre Karriere als Praxisforschung – ja, anfangs wurde überhaupt nur eine Forschung mit Bezug auf Praxis als legitim akzeptiert. Allerdings war der Praxisbegriff hier wesentlich politischer als heute gefasst: nicht nur professionelle Praxis, sondern die Praxis in Alltagszusammenhängen, sowie in der politischen Arbeit und in den Frauenprojekten waren im Blick (z.B. die richtungsweisenden wissenschaftlichen Begleitungen der ersten Frauenhäuser oder die Methode der Selbsterfahrungsgruppen). Damit knüpfte sie an die Aktions- oder Handlungsforschung der 70er Jahre an, die, als Kritik an klassischer Sozialforschung, welche über die Beforschten Daten sammelte, sich auf politische Ziele der Veränderung der Gesellschaft im Großen und mögliche Veränderungen der Praxis im Konkreten bezog. Dieser Forschungsansatz wollte mit den Forschungsbeteiligten zusammen die Praxis verändern (vgl. Gstetter 1995). Dieser Impetus der Handlungsforschung hat sein Erbe der heutigen Praxisforschung hinterlassen, (wobei nicht verschwiegen werden soll, dass es auch hierarchische und bemächtigende Formen der Praxisforschung gibt).

Heute – in Zeiten neoliberaler Funktionalitäten und Effektivitätswünsche – ist Praxisforschung eine erheblich schwierigere Gratwanderung zwischen der Mittelbereitstellung und Bestimmung durch Auftraggeber und der Freiheit der Forschung, der Öffnungsbereitschaft der zu beforschenden Praxis sowie der Offenheit der Forschenden und der Anerkennung durch die scientific community, welche z.B. ganze Bereiche der Mädchenarbeitsforschung bis heute nicht als Jugendhilfe- oder Sozialarbeitsforschung zur Kenntnis genommen hat.

Dennoch: Eine engagierte Praxisforschung gewinnt heute eine neue Relevanz in Zeiten einer Modernisierung, die soziale Konflikte verfremdet und verdeckt als Fragen individuellen Gelingens oder Scheiterns kommuniziert, die also die Struktur eines gesellschaftlichen Verhältnisses verdeckt zugunsten der Ideologie der subjektiven Machbarkeit.

Gerade hier steckt ihr Potential: als interaktive Forschung stellt sie sich nicht besserwisserisch über die „verblendete“ Praxis, sondern sie schaut mit den Beteiligten aus den unterschiedlichen Territorien genau hin, welche Deutungsmuster bei ihnen (und bei ihr selbst) jeweils gelten – als Forschung also, die die Gleichberechtigung (nicht Gleichheit) zwischen Praxis und Forschung in den Vordergrund rückt. Heinz Moser (1995) spricht von einer doppelten Transferleistung, die auf die Erweiterung und Präzisierung sowohl des praktischen Handlungswissens wie des disziplinären Theoriebestands zielt.

Dieses – historisch in der Frauenforschung durchgesetzte – Verständnis, dass Erkenntnis gerade durch den Wechselprozess zwischen Forschung und Praxis entsteht, scheint ein bisschen verloren gegangen zu sein. Allerdings darf ein solches Verständnis nicht idealistisch abgehoben werden von den realen Interessenskonstellationen und Kooperationsbedingungen, die Interessen der Geldgeber, der Träger, die Interessen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die u.U. so vielfältig sind wie ihre Anzahl und natürlich die Interessen der Forschenden. Die Forschung darf sich also nicht über die zunächst so erscheinende Blindheit der Praxis erheben, aber sie darf sich auch nicht blind auf die Seite der Praxis stellen.

Eine solche Haltung der Verständigung (als Arbeit am Verstehen) ist mit Zumutungen an alle Seiten verbunden. Für die Bewältigung dieser Zumutungen gibt es eher keine wissenschaftlichen Lorbeeren, dafür aber um so mehr Berührung, Kontakt zu den jeweiligen ambivalenten Gratwanderungen der Konstruktion des Lebbareren.

Gleichwohl – darauf will ich nur kurz hinweisen – erschließen sich nicht alle Dimensionen in Interaktionen. „Es entsteht die Gefahr, die strukturelle Gestaltung des Geschlechterverhältnisses, die quasi hinter unserem Rücken wirkt, auf ein aktuelles Interaktionsgeschehen zu reduzieren, ...“ (Krüger 2001: 64). Helga Krüger schlägt deshalb ein mehrperspektivisches Vorgehen vor, das die unter-

schiedlichen Wirkdimensionen des Geschlechterverhältnisses jeweils beleuchten und würdigen kann: die institutionellen Ebenen (in welchem Auftrag handeln die Professionellen, was gilt in dieser Einrichtung als „gute“ Arbeit, wer verteilt Anerkennung für Arbeit und zwar für welche?), die subjektiven (wie kommen die Professionellen selbst mit den Geschlechterunterschieden zurecht? Gibt es offene oder verdeckte Geschlechterkonflikte im Team, wie ist die Professionelle verstrickt mit den Konflikten „ihrer“ Mädchen etc.) sowie die interaktiven Ebenen der Betroffenen (für was erhalten die Betroffenen Anerkennung, welche Perspektiven haben sie, welche Chancen haben sie, ihre Bedürfnisse öffentlich auszubreiten?) (vgl. zu diesen Fragen Bitzan 2004). Eine solche Sichtweise lenkt den Blick auf Ungleichzeitigkeiten und Widersprüche erzeugende Strukturen. Zu prüfen ist darum immer, ob der gegebene Raum den Forschungsbeteiligten Sicherheiten bereitstellt, damit sie sich nicht als konsistente und widerspruchsfreie Personen präsentieren müssen. Denn dadurch erfahren wir mehr über Deutungsstrategien und Handlungsspielräume.

In diesem Sinn von *Koproduktion der Erkenntnis* zu sprechen, bedeutet also keineswegs, dass von Betroffenen und ForscherInnen die gleichen Interessen verfolgt werden; es bedeutet aber, dass es Sinn macht, sich mindestens implizit über einen gemeinsamen Bezugspunkt, das gemeinsame Dritte zu verständigen, das darin liegt, nicht „so regiert zu werden“ (wie es Hark mit Bezug auf Foucault formuliert) oder, wie oben formuliert: das feministische Projekt der Kritik.

In diesem Zusammenhang ist die zunehmende Forschungsförderung an Fachhochschulen von großer Bedeutung, denn auch hier findet eher die Praxisforschung ihren Ort (jedenfalls im sozialwissenschaftlichen Bereich, für den allein ich hier sprechen kann). Und somit gibt es viele Gemeinsamkeiten (neben den Unterschieden und der stellenweisen Konkurrenz) mit der außerhochschulischen selbst organisierten Forschung, deren Stärke die Kombination von Forschung, Weiterbildung, Praxisberatung und Politikberatung ist – eine Arena, in der zwangsläufig immer wieder die Frage nach den gemeinsamen Bezugspunkten und den Chancen der Verständigung gesucht werden muss.

#### **IV. Forschungsbedingungen an Fachhochschule und außeruniversitär**

Unter dem Aspekt, wie sie das Projekt der Kritik befördern können, werde ich sechs Punkte zu den Forschungsbedingungen für eine Gender- und Frauenforschung markieren:

1. Forschungen *außerhalb der Hochschulen* stehen in Konkurrenz zu den Fachhochschulen, getrieben durch unterschiedliche Finanzierungsmodi und – bei kleinen feministischen Instituten – durch die fehlende Anerkennung der scientific community. Die ansatzweise erfolgreiche Institutionalisierung *innerhalb* der Hochschulen hat also „nebenbei“ den Effekt gehabt, dass die traditionellen hierarchischen Bezüge, die an der Verortung der Forschung und dem Renommee der Disziplinen festgemacht werden, erhalten geblieben sind und teilweise auch von der Gender- und Frauenforschung adaptiert wurden. Fachhochschulen stehen in gewisser Weise zwischen den Universitäten und der „unternehmerischen“ Forschung. Sie sind als Hochschulen hierarchisch organisiert, aber stehen – jedenfalls im sozialwissenschaftlichen Bereich – unter dem Defizit, von den Universitäten nicht ernst genommen zu werden – gerade weil die Bedingungen zum wissenschaftlichen Arbeiten eher schwierig sind.

So überlagern sich Fragen der wissenschaftlichen Anerkennung mit Förderbedingungen und mit der inhaltlichen Vernetzung/ Anbindung an kritische, oft außerinstitutionelle Vergewisserungen für die eigenen Vorhaben – eine ideale Forschungspraxis im politischen Sinn ist derzeit nicht zu realisieren.

2. Die derzeitige Wissenschaftspolitik der *Exzellenzförderung* lässt die Fachhochschulen und besonders die Praxisforschung völlig links liegen. Fachhochschulen können nicht mit gigantischen Großprojekten aufwarten oder mit Forschungsprofessuren, wie sie an den Universitäten immer üblicher werden (und auch hier neue Hierarchien erzeugen!).

Eine m.E. in vielen Themenbereichen unsinnige hierarchische Aufteilung in Grundlagen- und Anwendungsforschung schreibt der Praxisforschung eine nachrangige Position zu, weil sie angeblich im Anwendungsbereich bliebe. Dem versuchen andererseits praxisbezogene ForscherInnen mit dem hohen Lied der Evidenzbasierung zu begegnen und geraten dabei leicht in die Technologiefalle. Mit vorrangig quantitativen randomisierten Studien werden ‚wenn – dann-Erklärungen‘ produziert, mit denen der Zugang zu anerkannter Forschung gesichert werden soll. Auf der Strecke bleibt eine Praxisforschung, die sich den hervorbringenden Fragen und teilweise auch kritischen Unterströmungen widmet (tendenziell eher methodisch qualitative). Damit restauriert sich m.E. derzeit ein konservativer und affirmativer Wissenschafts- und Forschungsbegriff.

*Kritische Forschung* (wie die feministische Forschung) hat – wie eben dargelegt – ihre Qualitäten aber genau darin, in dem Zusammenspiel mit Praxis (Lebens- und Berufspraxis) Erkenntnis auch als Entdeckung von *verdeckten* Zusammenhängen und Bewältigungsstrategien hervorzubringen und damit auch *neue Theorie* zu generieren. (So ist so manches Theoriekonzept der Genderwissenschaften aus Praxiskontexten entwickelt worden, z.B. das aktuelle Intersektionalitätsmodell, das durch die bewusst wahrgenommene Erfahrung eindimensionaler Bevorzugungen/ bzw. Bedeutungskonstellationen neue Zusammenhänge entdeckte, die so vorher nicht systematisch thematisiert waren. (vgl. Crenshaw, Kimberlé 1989).

Die Stärke der Gender- und Frauenforschung (der Erkenntnisgewinn durch den Blickwechsel von Theorie und Praxis – das gemeinsame Entdecken von hintergründigen Zusammenhängen...) wird so wissenschafts*politisch* zu ihrem Nachteil.

3. Mit dem *Bologna-Prozess* hat eine neue Rationalität in die Hochschulausbildung Einzug gehalten, aufgrund der sie sich enger auf das einzelne Fach (Disziplin) und hierbei auf erlernbare Praxiskompetenzen konzentrieren soll. Zwingt das auch die Gender- und Frauenforschung, sich dem zu unterwerfen? Z.B. mit einer Anpassung an berufsrelevante Fragen als leitende Aspekte? Wäre das der Verlust des interdisziplinären und des forschenden Zugangs? Zumindest müsste kritisch überprüft werden, ob die Thematisierung von Geschlechterforschung nun auch auf Fragen der praktischen Anwendbarkeit reduziert wird.

Andersherum verbanden z.B. die baden-württembergischen Gleichstellungsbeauftragten an den wissenschaftlichen Hochschulen neue Hoffnungen damit: „...der Reformprozess [bietet] Chancen, durch die Einführung bzw. Stärkung der Genderstudies in die Studienpläne und Prüfungsordnungen auch die Forschungsintensität in diesen Themenfeldern zu steigern,“ (Dickenberger 2006: 17, Sprecherin der Gleichstellungsbeauftragten an den Wissenschaftlichen Hochschulen Baden-Württembergs) und - so lässt sich hinzufügen – die Einmündung von AbsolventInnen der Genderstudies in Arbeitsfelder als neue Chance für die Belebung von Gender Mainstreaming-Prozessen unter einer wissenschaftlich-kritischen Perspektive zu fördern.

4. Die gegenwärtige Rede über den *gesellschaftlichen Bedeutungsverlust von Gender* schlägt sich als erschwerende Rahmenbedingung für die Gender- und Frauenforschung nieder.

In der Fachkultur stehen – gerade auch bei kritischen AkteurInnen – andere Themen im Vordergrund, wie etwa die Arbeitslosigkeits- und Armutsthematik. Die soziale Frage wird (wieder?) von ‚Gender‘ abgekoppelt. Die Genderthematik wird inzwischen eher als Luxus-Thema gehandelt, das man sich angesichts der „wirklichen“ sozialen Probleme nicht mehr leisten könne.

‚Gender‘ hingegen wird im hegemonialen Diskurs als gerechtigkeitspolitisch gelöstes Problem gesehen, das nur in einzelnen Bereichen noch einen Nachholbedarf aufweist, für den es bestimmte Förderinstrumente und auch empirisches Wissen brauche.

Förderpolitisch bedeutet dies z.B., dass nur ein gewisses Segment an Themen derzeit als relevant betrachtet wird: Jungen als Bildungs'verlierer', Mädchen in technischen Berufen, Frauen in Spitzenpositionen... und seit neuestem wieder, weil die Praxis zu offensichtlich das Thema auf die Agenda gesetzt hat: das Thema der sexuellen Gewalt...

Gewisse Theorieentwicklungen im Wissenschaftsbetrieb haben im Hinblick auf den Bedeutungsver-

lust teilweise zu Verunsicherungen beigetragen, da sie die Gender-Perspektive von anderer Seite in Frage gestellt haben. Manchmal gerieten sie in die Pose der Besserwisser. Sie pointierten beispielsweise das angebliche Paradoxon der Mädchen- und Jungenarbeit, weil man damit die jungen Menschen auf ihr Geschlecht zurückwerfe. Eine solche – verkürzte – Perspektive hypostasiert den offensichtlichen und damit hegemonialen Diskurs als einzig relevanten Bezugspunkt...

Neuere Diversityansätze, die in ihrer kritischen Variante zu mehr Genauigkeit und der Zurückweisung vereinfachter Geschlechtertheorien führen, können sich andersherum nicht immer vor einer (politisch-affirmativen) Praxis schützen, die sie für die Verabschiedung der Bedeutung von Gender benutzt. Auch hier ist also Wachsamkeit geboten.

5. Generell sind die *konkreten Rahmenbedingungen* für Forschung an den Fachhochschulen entgegen dem geäußerten Wunsch nach Verwissenschaftlichung schwierig: die engen und immens hohen Vorgaben für die Lehre und die Mitwirkung an der Selbstverwaltung begrenzen mögliche Aktivitäten erheblich. Hinzu kommt die neue W-Besoldung, die zu einer Traditionalisierung von Forschungsbedingungen in der Weise führt, dass nur Subjekte, die viel Lebenszeit über die regulären Arbeitsaufgaben hinaus in Arbeitszeit stecken können, hier Entwicklungspotentiale wahrnehmen können. Wer Familie hat, Privatleben, Engagement z.B. in Praxisverbindungen usw., hat hier schlechtere Ausgangsbedingungen. Des Weiteren hat sich die Politik der Zwangsfusionen der Fachhochschulen, wie sie in Baden-Württemberg in den letzten Jahren vollzogen wurde, kontraproduktiv ausgewirkt. Wenn Leitstandards von technischer Forschung aufgestellt werden, befindet sich die sozialwissenschaftliche Begründung von Forschung ständig in neuer Bringschuld.

6. Nichtsdestotrotz bietet der enge Praxisbezug andere *Möglichkeiten der Verzahnung von Gender-Forschung und Praxis*. Lehrforschungsprojekte, wissenschaftliche Begleitungen, Masterarbeiten im Zusammenhang mit der Praxis sind sozusagen die „kleinen“ Forschungen, die gleichwohl eine Breite an Erkenntnis erzeugen und zugleich an Studierende vermitteln bzw. sie einbeziehen, wie es abgehobene Forschungsprojekte nie könnten. Hier kann ein gemeinsamer suchender Blick als Entdeckungsarbeit eingeübt werden, der in der Praxis wie der Forschung die wichtigste Ressource für eine kritische feministische Perspektive bedeutet.

#### **V. Ausblick: Anforderungen:**

Eine wesentliche Zielrichtung für die Belebung einer kritischen nicht hegemonial ausgerichteten Genderforschung sehe ich in der Notwendigkeit einer erneuten Politisierung im Sinne der Suche nach dem Dritten, dem politischen Ziel: der gender change!

Einen ersten Ansatzpunkt sehe ich in der Kommunikation Unterschiedlicher: die Schaffung, Nutzung und Pflege von Verbänden; etwa ForscherInnen-Netzwerken, die quer zu den Disziplinen organisiert sind – wie das Gender- und Frauenforschungszentrum –, und solchen, die quer zu den akademischen Einrichtungen verlaufen (Fachhochschulen und Universitäten und Institute außerhalb).<sup>1</sup>

Ein zweites wäre die erneute und offensive Akzeptanz von Handlungsforschung!

Eine dritte Anforderung sehe ich darin, den Transfer zwischen Forschung und Praxis nicht erst zu thematisieren, wenn die Forschung fertig ist, sondern den Forschungsprozess in sich als Wechselprozess zwischen den Perspektiven der Praxis und der Forschung zu gestalten und damit eine Anerkennung der Wissensformen außerhalb des Wissenschaftszirkels zu praktizieren – nicht, indem Forscherinnen das gleiche denken müssten, sondern indem es einen Dialog gibt.

Den aber kann es nur geben und auch die anderen Anforderungen machen nur Sinn, wenn ein gemeinsamer – dritter – Bezugspunkt wieder klar formuliert wird: das politische Ziel einer Gesell-

---

<sup>1</sup> Im tifs pflegen wir beispielsweise den halbjährlichen GenderForschungsSalon, in welchem ForscherInnen verschiedenen Alters, Status- und Organisationsformen weiterdenken an den Enden, den ungeklärten Fragen – eine äußerst anregende Praxis!

schaft ohne vergeschlechtliche und sonstige Hierarchien, das Ziel: nicht so regiert zu werden.

In diesem Sinn wünsche ich Ihnen, uns allen, noch viele spannende gut finanzierte Forschungsprojekte  
und heute erst einmal eine schöne Feier!

Vielen Dank!

#### Literatur:

- Bitzan, Maria (2004): Praxisforschung, wissenschaftliche Begleitung, Evaluation: Erkenntnis als Koproduktion. In: Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate (Hg.) (2004): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 298 – 303
- Bitzan, Maria (2004a): Lernen, anders zu fragen. Methodologische Anmerkungen zum Forschungsbedarf in der geschlechterbezogenen Kinder- und Jugendhilfe. In: Bruhns, Kirsten (Hrsg.): Perspektiven der Geschlechterforschung in der Jugendhilfe. München: dji
- Breitenbach, Eva u.a. (Hg.) (2002): Geschlechterforschung als Kritik. Zum 60. Geburtstag von Carol Hagemann-White, Bielefeld: Kleine Verlag
- Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. In: *The University of Chicago Legal Forum*, S. 139–167
- Diezinger, Angelika u.a. 1994: Erfahrung mit Methode: Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. Kore Verlag Freiburg i B.
- Cheauré, Elisabeth (2006): Genderforschung in Baden-Württemberg: Wege zur Institutionalisierung. In: Verband baden-württembergischer Wissenschaftlerinnen (VBWW): Wir zeigen Profil... Genderforschung in Baden-Württemberg. Freiburg , S. 12-15
- Dickenberger, Dorothee (Sprecherin der Gleichstellungsbeauftragten an den Wissenschaftlichen Hochschulen Baden-Württembergs) (2006): „Frauenforschung“ und Gleichstellungspolitik im Bologna-Prozess. In: Verband baden-württembergischer Wissenschaftlerinnen (VBWW): Wir zeigen Profil... Genderforschung in Baden-Württemberg. Freiburg , S. 16-17
- Gstetter, Peter (1995): Handlungsforschung. In: Flick, Uwe u.a. (Hrsg.): Handbuch qualitativer Sozialforschung, 2. Auflage. Weinheim: Beltz-Verlag, S. 266-268
- Hagemann-White, Carol (1995): Frauenforschung – der Weg in die Institution. Ideen, Persönlichkeiten und Strukturbedingungen am Beispiel Niedersachsens. Keine Verlag Bielefeld, Materialien Zur Frauenforschung, hg. vom Institut Frau und Gesellschaft, Hannover: IFG
- Hark, Sabine (2005): Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus; Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Hark, Sabine (2009): Was ist und wozu Kritik? Über Möglichkeiten und Grenzen feministischer Kritik heute. In: *Feministische Studien* 1/09, S. 22-35
- Krüger, Helga (2001): Gesellschaftsanalyse; der Institutionenansatz in der Geschlechterforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Angelika Wetterer (Hrsg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster: Westfälischer Dampfboot-Verlag, S. 63-90
- Moser, Heinz (1995): Grundlagen der Praxisforschung. Freiburg i.B.: Lambertus
- Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung e.V. (Bitzan, M./ Funk, H./ Stauber, B.) (2000): Den Wechsel im Blick - Methodologische Ansichten feministischer Sozialforschung, 2. Aufl., Pfaffenweiler
- Wetterer, Angelika (2009): Gleichstellungspolitik im Spannungsfeld unterschiedlicher Spielarten von Geschlechterwissen. Eine wissenssoziologische Rekonstruktion. in: „Gender“, H. 2/09 (1.Jahrgang), S. 45-60